

## **Terms and Conditions**

The Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

### Imprint:

Director: Mag. Renate Plöchl

Deputy director: Mag. Julian Sagmeister

Owner of medium: Oberösterreichische Landesbibliothek

Publisher: Oberösterreichische Landesbibliothek, 4021 Linz, Schillerplatz 2

### Contact:

Email: [landesbibliothek\(at\)ooe.gv.at](mailto:landesbibliothek(at)ooe.gv.at)

Telephone: +43(732) 7720-53100



fortgesetzt große Massen von Rahmenhölzern zur Verzimmung herbeigeschafft werden, die zum großen Teil aus dem Nadelholzbestand der Heimat stammen, da Laubhölzer dafür nicht brauchbar sind.

So traurig und schmerzreich manchmal die Fracht ist, die von den vorn liegenden Sanitätsunterständen und Hauptverbandplätzen nach den rückwärtigen Lazaretten geschafft wird, so sind die Kleinbahnen doch in entgegengesetzter Richtung auch die Bringer großer Freude, denn sie führen in den Postsäcken die Grüße aus der Heimat und manche Liebesgaben sendung den wackeren Schützengrabenkämpfern zu. Ja, zu Weihnachten haben sie viele Wagenladungen von Christbäumchen mit sich geführt, um in den feuchten, dunklen, nur durch Schützengrabenslöcher notdürftig erwärmten Unterständen einen Schimmer von Weihnachtsfreude zu verbreiten.

### Etwas über die Herstellung von Handgranaten.

(Hierzu die Bilder Seite 319.)

Wenn man heute durch einen der zahlreichen Fabrikbetriebe wandert, die ausschließlich mit der Erzeugung von Kriegsbedarf beschäftigt sind, und aus dem Munde von Fachleuten über die einzelnen Abschnitte der Herstellung aufgeklärt wird, kann man der deutschen Industrie, die in unglaublich kurzer Zeit ihre friedlichen Betriebe so völlig den kriegerischen Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen wußte, nur unbegrenzte Hochachtung zollen. Kaum der Militär von Fach hatte beim Ausbruch des Krieges eine Ahnung von den gänzlich neuen Kampfmitteln, die heute an den Fronten, auf und unter der See, in der Luft und in Minenstollen tief unter der Erde angewendet werden, geschweige denn der Gewerbetreibende, der sich im Frieden mit der Herstellung von Textilstoffen oder Mustautomaten beschäftigte und heute in seinen Werken Granaten, Bomben oder Zünder anfertigt, als sei es von jeher so gewesen.

Unsere Abbildungen beispielsweise stammen aus einer großen deutschen Maschinenfabrik, die sich im Frieden ausschließlich mit dem Bau landwirtschaftlicher Maschinen befaßte. Heute wandern aus ihrem Innern Tausende von Granaten aller Kaliber und unzählige Kisten mit jenen kleinen gefährlichen Handgranaten, die die Feldgrauen so meisterlich zu verwenden wissen, an die Front. Noch bewundernswerter aber sind diese Leistungen, wenn man bedenkt, mit welchem Mangel an geschulten Arbeitskräften und geeigneten Rohstoffen die deutschen Betriebe zu kämpfen haben. Zur Anfertigung der ungewohnten Gegenstände mußten neue Maschinen aufgestellt, neue Arbeiter, oft gänzlich ungelernete Frauen, ausgebildet werden. Jeder falsche Handgriff kann unberechenbaren Schaden an Zeit und kostbaren Rohstoffen verursachen, ganz abgesehen von der ungeheuren Steigerung der Arbeitslöhne. Und wenn man heute einen derartigen Betrieb besichtigt, gewinnt man den Eindruck, als ob diese Leute in ihrem ganzen Leben nichts anderes gemacht hätten, als jene mit aller Spitzfindigkeit der heutigen Wissenschaft und Technik ausgeklügelten Kampfmittel, die alle Augenblicke vervollkommen und verbessert werden.

Wie eine deutsche Handgranate entsteht? Scheinbar auf die einfachste Art der Welt. Man sieht einen riesigen Schmelzofen, in dem eine glühende Metallmasse brodeln, die von oben mit immer neuen Rohstoffen gespeist wird. Unten wird die feurige Flüssigkeit in bereitgehaltenen Behältern aufgefangen. Ein Fingerdruck löst eine sinnreich gebaute Schwebbahn aus, die das brodelnde Metall mit äußerster Geschwindigkeit und völliger Sicherheit bis unmittelbar über die wohlvorbereitete Form im Korbraum führt. Hunderte von Formkästen stehen dort bereit und werden der Reihe nach mit dem flüssigen Metall gefüllt. Nach dessen Erkalten werden die fertigen Hüllen, die zumeist die Form von Hühnereiern haben, den Formkästen entnommen. Nun folgt von flinken Frauenhänden unter Zuhilfenahme sinnreicher Maschinen das Ausbohren, das Reinigen, das Abwiegen, das Abschleifen, das Lackieren und so weiter. Das alles geschieht mit der Sicherheit und Einfachheit, die die deutschen Fabrikbetriebe von jeher auszeichneten. In einem anderen Raum entstehen die hölzernen Verbandkästen, in denen täglich Tausende der gefährlichen kleinen Dinger ins Laboratorium wandern, wo sie mit

ebenso großer Selbstverständlichkeit, als wären es gefüllte Pralinen, ihre todbringende Füllung, ihre Zünd- und Sicherungsvorrichtung und so fort erhalten. Diese Verfahren sind natürlich im Interesse der Verteidigung geheim zu halten, dürften auch für den Laien kaum von Wert sein, zumal er die tröstliche Gewißheit hat, daß die deutschen Stoßtruppe draußen an der Front mit ihren „Eierhandgranaten“ recht geschickt umzugehen wissen, sehr zum Schaden der Feinde, die diese Hilfsmittel der neuzeitlichen Kriegführung erst erfanden und schwerlich glaubten, daß die deutsche Industrie instande sei, ihre Erfindung nicht nur nachzuahmen, sondern so zu verbessern, daß die Deutschen ihren Gegnern auch hierin wieder einmal den Rang abgelaufen haben.

### Der Tag von Jakobstadt.

Von Dr. Fritz Wertheimer, Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung“.

(Hierzu die Karte Seite 306.)

Als die Russen von unseren Vorbereitungen gegen Riga Wind bekamen, räumten sie freiwillig ihre kleine Brückenkopfstellung bei Dünhof (Axfüll) und auch kleine Teile ihrer vorgeschobenen Brückenköpfe vor Riga und Jakobstadt. Beide Räumungen konnten für sie von militärischem Nutzen sein, konnten ein Aufgeben schwer zu verteidigender Vorstellungen zum Zwecke der besseren Abwehr in den Hauptstellungen bedeuten. Aber das alles nützte dem Russen nichts mehr. Bei Riga zwang ihn unser Durchbruch nach dem gelungenen Dünaübergang zum schleunigen Verlassen der ganzen Westdünastellungen. Kampfslos zog er aus den starken Besetzungen ab, um nicht größere Truppenkörper der Gefangenahme auszusetzen. Bei Jakobstadt wehrte er sich verzweifelt, um das seit Tagen vorausgesehene und im eigenen Heeresbericht immer wieder angedeutete Ereignis abzuwenden. Zwar hatte auch hier ein vorsichtiger Führer schon den Räumungsbefehl für den ganzen großen, 40 Kilometer breiten und 10 Kilometer tiefen Brückenkopf in der Tasche, aber die drei Divisionen, die in ihm, stark aufgefüllt und reichlich mit Artillerie versehen, zu halten hatten, bekamen doch den Auftrag zum äußersten Widerstande. Das ist vom Standpunkte der russischen Führung aus nicht nur aus allgemeiner russisch-innerpolitischer, sondern vor allem aus militärischen Gründen verständlich. Hindenburg, der im Sommer 1915 „mit einem Schimmer von Heer, aber mit dem Rufe der Unbesieglichkeit“ zur Düna gekommen war, hatte mit seinen schwachen nur mit wenig Infanterie durchsetzten Kavallerietruppen die beiden Düna-Brückenköpfe nicht mehr zu nehmen vermocht. Seit dieser Zeit bildeten sie eine dauernde Bedrohung unserer Nordostfront, ebenso, wie der brückenkopffartige Festungsring um Dünaburg herum.

Riga, Jakobstadt und Dünaburg waren eben drei große Städte, geeignet zur Versammlung von Truppen und zur Aufnahme großer Vorratsniederlagen, mit unmittelbaren Bahnlinien in die rückwärtigen russischen Versorgungsgebiete. So oft ein russischer Generalstabschef an Offensive dachte, wählte er diese drei Ausfallstore, und so oft er eigene oder Verbandsoffensiven an anderer Stelle durch Entlastungstöße zu begleiten hatte, hieß es immer: Riga, Jakobstadt, Dünaburg. Der Herbst 1915, das Ewerthsche Frühjahr 1916, der Brussilowsche Sommer 1916 und das Radko Dimitriewsche Frühjahr 1917 zeugen davon. Nachdem Riga, der starke Stützpunkt am Riga'schen Meerbusen, gefallen und aus dem die deutsche Front bedrohenden russischen Brückenkopf ein drohend gegen die russische Front vorgetriebener deutscher Brückenkopf geworden war, hatte die russische Führung allen Grund, das Ausfallstor Jakobstadt zu halten, gewissermaßen um ein „Gleichgewicht der Brückenköpfe“ zu schaffen, um gegen deutsche Absichten immer einen kräftigen Flankenstoß bereit zu halten. Es ist wohl kennzeichnend für die heutige russische Armee, daß sie einen Stützpunkt wie Riga in zweieinhalb Tagen, und einen Festungsvorsprung wie Jakobstadt in einem Tage verliert, und daß sie innerhalb eines Monats an 400 Geschütze und an 14 000 Mann Gefangene einbüßt. Aber es gibt wohl auch keinen besseren Beweis für die deutsche Stärke, als diese Operationen, als den Mut, sie vorzunehmen, während im Westen die dritte Flandernschlacht drohte und tobte, sie artilleristisch und infanteristisch so stark und überlegen zu gestalten.